

**Herr Freyer, welche Beziehung haben Sie zu Lewis Carrolls Buch „Alice in Wonderland“, dem Literaturklassiker, der Unsuk Chins gleichnamiger Oper zugrunde liegt?**

Manche Menschen können ja mit diesem Text gar nichts anfangen, vor allem mit dem psychischen Terror, der auf ein kleines Mädchen gerichtet ist. Unterbewusst kommen dort viele Dinge zu Tage, die in jedem stecken: die Sehnsucht nach Unvernunft und die Lust am Spiel, denn Carroll ist ja wirklich auch ein Spieler mit Worten. Durch seine Technik, das Unterbewusstsein in Worte zu fassen, ist er auch ein Vorläufer der Dadaisten und Surrealisten geworden, die genau diese Technik angewandt haben, um Träume zu einer Überrealität zu machen. Mich interessiert besonders seine Art und Weise, Sprache jenseits der Alltagssprache und der Konventionen auszuloten, aber auch seine Methode, Lebenssehnsüchte durch die Traumebene bewusst zu machen. Grundsätzlich interessiert mich für meine Inszenierungen aber viel mehr der Text, den der Komponist verwendet und dessen Form der Vertonung. Deshalb ist für mich auch das Werk von Unsuk Chin bedeutend wichtiger als das Buch von Carroll. In der Oper geht es um die Frage des Seins und der Identität: Bin ich groß oder bin ich klein? Bin ich stark oder werde ich unterdrückt? In welchem Verhältnis stehe ich zur Welt und meinen Mitmenschen? Das sind doch ganz fundamentale Fragen, die immer wieder erschüttern.

**Anders als bei Carroll, dessen Buch zu Beginn noch in einem realistischen Umfeld spielt, sind ja in Unsuk Chins Werk alle Elemente der Realität komplett ausgeblendet. Die Oper bewegt sich ausschließlich auf einer Traumebene.**

Die Oper beginnt schon mit einem Traum, einer Vision der Komponistin selbst, und taucht dann, auch anders als bei Carroll, quasi in eine neugewonnene Realität ein. Ich nenne das den „Schein der Welt“. Alice sucht im Schein der Welt ihr Sein, das sie allerdings nicht findet, auch nicht, wenn sie erwachsen ist. Das ist ja gerade heute in der Mediengesellschaft unser großes Problem, dass wir unsere Identität nicht mehr suchen, sondern sie vertauschen mit den Vorbildern und Klischees, die uns der Alltag anbietet. Wir verlassen uns selten auf unsere Kreativität und Phantasie.

**Wie könnte man den Charakter der Alice beschreiben? Hat sie überhaupt einen oder ist sie nur jemand, mit dem etwas geschieht durch äußere Umstände, eine Projektionsfigur der anderen?**  
Ich würde eher sagen, die Projektionsfiguren sind um sie herum, sie selbst ist eine Identifikationsfigur für uns alle. Sie ist die einzige Figur, die konstant das Stück durchlebt. Alles, was um sie herum traumartig oder alpträumartig aufscheint, hat keine Entwicklung, so dass sie lernen muss, mit diesen Episoden und Splittern ihres Denkens und Fühlens umzugehen. Sie ist eine unerschrockene Figur, die fähig ist zu lernen, die einen Reifeprozess durchmacht. Sie hat dadurch auch einen

gewissen Vorbildcharakter. Allerdings soll sie nicht nachahmenswert erscheinen, sonst würde der Zuschauer ja wieder seine eigene Identität an diese Figur verlieren. Sie soll so offen wie möglich bleiben, damit der Betrachter sich selbst darin entdecken kann. Alles, was aufblitzt, ist so fragmentarisch, dass man es als Zuseher sofort ergänzt und daraus eigene Geschichten dichtet. Diese schöpferische Arbeit des Betrachters ist ja immer mein Vorsatz und mein Anspruch an Theater.

**Entspricht das dann auch generell Ihrer Theaterästhetik, die ja nie wirklich auf Identifikation und auf direkte Bezüge zum Heute abzielt, die sich vielmehr stets auf einer surrealen Ebene bewegt?**  
Das ist ja immer das Bild, das man vielleicht fälschlicherweise vom mir hat. Aber ich versuche vielmehr, durch eine Verfremdung Zeitlosigkeit darzustellen. Zum Beispiel wollte auch Wagner in seinen Werken Zeitlosigkeit darstellen, und zwar, ähnlich wie Brecht, durch ein bewusstes Fernrücken des Geschehens. In diesen zeitlosen Begebenheiten, die als Gleichnis zu verstehen sind, kann dann der Zuschauer auch Bezüge zu seiner eigenen Realität herstellen. Diese Verfremdung und das Fernrücken, um Gegenwart zu zeigen, heißt ja nicht, dass man frei ist von Gegenwart. Im Gegenteil, ich muss im Theater ein so genaues Gleichnis schaffen, damit jeder unsere Gegenwart erkennen kann. Ich denke, diese Art Theater zu machen bringt auch eine Zeitlosigkeit in der Aufführungstradition mit sich, da die Stücke dadurch